



**UTA-MARIA HEIM**

# Feierabend

*Kriminalroman*

Original

**GMEINER**



**UTA-MARIA HEIM**  
Feierabend

**WIR HABEN ES ZU LANGE TOTGESCHWIEGEN** Helene ist Mitte vierzig und hat ihr Leben im Griff. Zusammen mit ihrer vierzehnjährigen Tochter Susanne lebt sie in einer Kleinstadt am Rand des Schwarzwalds. Die Wochenenden verbringt sie mit ihrem Freund Marius, der am anderen Ende wohnt. Alles scheint geregelt und eingespielt. Bis bei ihr eingebrochen wird. Der Dieb stiehlt nur eine Flasche Parfüm. Aber auch Jakob Silberzahn, der jüdische Psychoanalytiker, der als Geist im Arbeitszimmer haust, ist verschwunden. Dafür taucht wenig später eine dubiose Putzfrau auf, die zwei Namen und zwei Gesichter hat, Marius entzieht sich auf rätselhafte Weise und Susanne führt mehr und mehr ein Doppelleben.

Unaufhaltsam schlittert Helene in eine Lebenskrise. Sie beginnt sich mit der verdrängten Vergangenheit zu beschäftigen. Zu der auch Brunhilde gehört – die behinderte Zwillingsschwester ihrer Mutter, die vor 70 Jahren in der NS-Tötungsanstalt Grafeneck umgekommen sein soll. Ein Anruf aus einem Altenheim stellt alles in Frage. Kann Helene ihrer Wahrnehmung noch trauen?



*Uta-Maria Heim wurde 1963 in Schramberg/Schwarzwald geboren und lebt als Hörspieldramaturgin und Autorin in Baden-Baden. Sie schrieb zahlreiche Features, Hörspiele und Erzählungen und veröffentlichte neben Beiträgen in Anthologien und literarischen Zeitschriften 26 Bücher, davon 16 Kriminalromane; zuletzt »Dreckskind« (2006), »Totschweigen« (2007), »Das Rattenprinzip« (Neuaufgabe, 2008) »Wespennest« (2009) und »Totenkuss« (2010). »Wespennest« stand zwei Monate lang auf der KrimiWelt-Bestenliste von ARTE und gehörte zu den »Glorreichen Sieben«.*

*Auszeichnungen u.a.: 1992 und 1994 Deutscher Krimi Preis, 1994 Förderpreis Literatur des Kunstpreises Berlin. 1998 Studienaufenthalt der Villa Massimo in Olevano Romano. 2000 Friedrich-Glauser-Preis für den besten Kriminalroman (»Engelchens Ende«, 1999), 2007 Krimipreis der Stadt Singen.*

Bisherige Veröffentlichungen im Gmeiner-Verlag:

- Totenkuss (2010)
- Wespennest (2009)
- Das Rattenprinzip (2008)
- Totschweigen (2007)
- Dreckskind (2006)

**UTA-MARIA HEIM**  
**Feierabend**  
*Kriminalroman*

*Original*

**GMEINER**



Besuchen Sie uns im Internet:  
[www.gmeiner-verlag.de](http://www.gmeiner-verlag.de)

© 2011 – Gmeiner-Verlag GmbH  
Im Ehnried 5, 88605 Meßkirch  
Telefon 075 75/20 95-0  
[info@gmeiner-verlag.de](mailto:info@gmeiner-verlag.de)  
Alle Rechte vorbehalten  
1. Auflage 2011

Lektorat: Claudia Senghaas, Kirchartd  
Herstellung: Julia Franze  
Umschlaggestaltung: U.O.R.G. Lutz Eberle, Stuttgart  
unter Verwendung eines Fotos von: [complize](http://complize.com) / [photocase.com](http://photocase.com)  
Druck: Fuldaer Verlagsanstalt, Fulda  
Printed in Germany  
ISBN 978-3-8392-3729-8

Denen, die im Herzen wohnen

*Alles liegt so weit, so weit.*

Freddy Quinn, Heimweh



## WIR HABEN ES ZU LANGE TOTGESCHWIEGEN

Grafeneck reicht – was die Zahl der Opfer betrifft – in 10.654 Familiengeschichten hinein. Zum Tötungspersonal gehörten etwa 80 bis 100 Personen, ohne die Reinigungskräfte und Busfahrer. Zigtausend Verwandte und Nachfahren dürften von dem, was dort geschehen ist, betroffen sein – bis heute. Und oftmals, ohne etwas davon zu wissen. Am 6. November 1940 berichtete der Stuttgarter Oberlandesgerichtspräsident dem Reichsjustizminister, dass ›die Ausmerzung Geisteskranker in Grafeneck‹ in der Bevölkerung eine ernstliche Unruhe verursache. Selbst Kinder würden derartige Mitteilungen von der Schule oder der Straße nach Hause bringen. Nicht nur wegen der Proteste, sondern vor allem, weil der anvisierte Personenkreis aus Behinderteneinrichtungen und Psychiatrien in Württemberg, Baden und Bayern vergast war, schloss Himmler im Dezember 1940 die Tötungsanstalt Schloss Grafeneck.

Nach 1945 wurde der industrielle Mord in Grafeneck im heutigen Landkreis Reutlingen verdrängt und tabuisiert. Viele Namen sind nicht bekannt, das genaue Schicksal der Opfer liegt häufig im Dunkeln. Eine Gedenkstätte versucht, wenigstens einen Teil der Anonymität zu entreißen. In den meisten ungeklärten Fällen wird es nicht mehr möglich sein, die Identität der Opfer zu rekonstruieren. Dieses Buch – das weitgehend im Heute spielt – möchte sich an eine fiktive Biografie herantasten und setzt eine erfundene, aber gleichwohl mögliche Geschichte an die Stelle des Totschweigens und Vergessens.



## DIXI ET SALVAVI ANIMAM MEAM

*»Neben dem tiefen Dank, der uns gegen Gott, gegen Führer und Wehrmacht bewegt, konnte ich die Sorge nicht verschweigen, die auf allen christlichen Volksgenossen liegt angesichts so mancher Äusserungen und Handlungen in der letzten Zeit. [...] Eine weitere schwere Belastung für viele christliche Kreise sind die Massnahmen zur Lebensvernichtung, die gegenwärtig auf Anordnung des Reichsverteidigungsrats gegen Pflinglinge der staatlichen und privaten Heilanstalten ergriffen werden.«*

*[...]*

*»Durch zahlreiche Anfragen aus Stadt und Land und aus den verschiedensten Kreisen veranlaßt, halte ich es für meine Pflicht, die Reichsregierung darauf aufmerksam zu machen, dass in unserem kleinen Lande diese Sache ganz grosses Aufsehen erregt. Zunächst einmal deshalb, weil sich eine der in Betracht kommenden Anstalten, das Schloss Grafeneck, in welcher die Pflinglinge eingeliefert werden und wo ein Krematorium und ein Standesamt errichtet worden ist, in Württemberg befindet. Grafeneck ist Eigentum einer Anstalt der Inneren Mission, der Samariterstiftung, die an verschiedenen Orten körperlich und geistig Behinderte seit vielen Jahren aufnimmt und verpflegt. Sie wurde bei Kriegsausbruch auf Weisung des württ. Innenministeriums in das Kloster Reutte in Oberschwaben verlegt; [...]. Das Schloß liegt auf einer Anhöhe der schwäbischen Alb inmitten eines spärlich bewohnten Waldgebiets. Umso aufmerksamer verfolgt die Bevölkerung der Umgegend die Vorgänge, die sich dort abspielen. Die Krankentransporte, die auf dem kleinen Bahnhof bei Marbach a.L. ausgeladen wurden, die Autobusse mit undurchsichtigen Fenstern,*

*die die Kranken von entfernten Bahnhöfen oder unmittelbar von den Anstalten bringen, der aus dem Krematorium aufsteigende Rauch, der auch auf grössere Entfernungen wahrgenommen werden kann, – dies alles erregt die Gemüter um so mehr, als niemand Zutritt zu dem Schloß bekommt.«*

*[...]*

*»Dass ein Volk für seine Existenz kämpft und dass keiner zu gut ist, um in diesem Existenzkampf sein Leben einzusetzen, das dürfen wir als Gottes Willen und Gebot ansehen; dass aber das Leben Schwacher und Wehrloser vernichtet wird, nicht weil sie eine Gefahr für uns sind, sondern weil wir dessen überdrüssig sind, sie zu ernähren und zu pflegen – das ist gegen Gottes Gebot.«*

*[...]*

*»Wenn die Jugend sieht, daß dem Staat das Leben nicht mehr heilig ist, welche Folgerungen wird sie daraus für das Privatleben ziehen? Kann nicht jedes Rohheitsverbrechen damit begründet werden, daß für den Betreffenden die Beseitigung eines anderen von Nutzen war? Auf dieser schiefen Ebene gibt es kein Halten mehr. [...] Entweder erkennt auch der nationalsozialistische Staat die Grenzen an, die ihm von Gott gesetzt sind, oder er begünstigt einen Sittenverfall, der auch den Verfall des Staates nach sich ziehen würde.«*

Theophil Wurm, Bischof der Württembergischen Evangelischen Landeskirche

Am 6. Juli 1940 geht ein Schreiben an den Reichsminister für kirchliche Angelegenheiten, Kerrl, am 19. Juli an den Reichsinnenminister Frick, am 25. Juli an den Chef der Reichskanzlei, Heinrich Lammers, am 23. August an Reichsjustizminister Gürtner, am 9. September an den württembergischen Reichsstatthalter Murr, am 21. September an den Staatssekretär Conti im Reichsinnenministerium, am gleichen Tag an Ministerialdirektor Dill im Württembergischen Innenministerium, am 22. Oktober an den Befehlshaber des Wehrkreises V in Stuttgart, General Osswald. Ende Oktober verfasst Landesbischof Wurm eine Denkschrift für das Oberkommando der Wehrmacht über Planwirtschaftliche Maßnahmen in Heil- und Pflegeanstalten.

# 1940

Die Leiche trieb langsam flussabwärts. Sie lag auf dem Bauch und war vollständig bekleidet. Die Tote hatte eine helle Baumwollbluse an, weiße Strümpfe und Schnalenschuhe. Der getupfte Glockenrock war nach oben gerutscht und entblößte dickliche graugrüne Schenkel, aber die Strümpfe saßen perfekt. Es musste das Sonntagsgewand sein, denn kein Mensch trug im Hochsommer Schuhe und Strümpfe. Das dunkle Haar war bubikopfkurz und schwamm leicht hin auf dem Wasser. Die Arme hielt das Mädchen oder die junge Frau ausgestreckt nach beiden Seiten. An den Händen hatte sich die Waschhaut abgelöst. Doch die weißen Finger bewegten sich, als lebten sie und klimperten verzärtelt auf der Wasseroberfläche. In der Luft hing ein Ton, der sich nicht fing. Dahinter das zuverlässige Sirren einer Grille. Entfernt landeten auf dem Wasser ein paar Enten. Sonst war es still. Fischmäuler schienen an der Leiche zu schnuppern. Ein Schwarm kleiner Fische schwamm neben ihr her. So dümpelte sie dahin mit der Strömung, schaukelnd, taumelnd und eins mit dem Wasser und der Landschaft.

Die Leiche passte so gut in die Gegend, als gehörte sie dorthin. Das Bild wäre ärmer gewesen ohne sie, weitaus ärmer, weniger idyllisch, eigentlich nichts wert. Es ist, dachte Hildegard, als schwämme die Tote schon immer auf dem Wasser, Welch ein Frieden, dann entdeckte sie die Armee von Fischen. Sie schrie kurz und spitz. Hildegard hielt sich die Hand vor den Mund, weil sie gelernt hatte, keinen Mucks zu tun, der nicht erlaubt war, unter keinen Umständen. Sie wandte das Gesicht ab von dem leblosen

Körper, der keine drei Meter entfernt an ihr vorbeizog, pfiß und rief nach dem Hund.

»Waldi!«, schrie sie, aber Waldi war ein Dackel und folgte nicht. Er war und blieb im Gestrüpp verschwunden, das sich diesseits des Neckars am Ufer entlangzog.

Hildegard stieg die Böschung hoch und lief zurück auf den Waldweg. Sie drehte sich nicht um, denn sie wusste instinktiv, dass sie etwas gesehen hatte, was sie nicht hätte sehen sollen. Und dass etwas Grausames passiert war und sie den Fund melden musste. Aber die Tote sah so in sich gekehrt aus, so eins mit sich und versunken in die Betrachtung des Grunds. Als beobachtete sie die Fische. Es gab viele Fische im Neckar, nicht nur diese kleinen, sondern auch Forellen, die man angeln und essen konnte. Fritz briet sie an Stöcken überm Feuer. Er spießte sie am aufgerissenen Maul auf und nagte ihnen die verbannte Haut ab. Hildegard wusste, dass die Leiche die Fische nicht sehen konnte. Ihr Vater war Polizist bei der Kriminalpolizeileitstelle. Er hatte allen Bürgermeistern mitgeteilt, was sie zu tun hatten, und die Einwohnermeldeämter waren angewiesen, den Befehl zu befolgen. Alle gehorchten. Vielleicht hatte die Leiche damit nichts zu tun. Womöglich war die Frau ins Wasser gegangen, weil sie guter Hoffnung war und keinen Mann hatte, oder der Bräutigam war schon an der Front. Das kam immer öfter vor. Junge Kerle wurden eingezogen und stellten vorher mit der Braut geschwind Sachen an, die ein ganzes Leben verpfuschten. Darüber sprachen die Eltern beim Vesper, als wären Hildegard und ihr Bruder Fritz nicht in einem Alter gewesen, wo man alles versteht. Und wo es einen auch angeht. Hildegard war freilich keine von denen. Sie bleib ein anständiges Mensch, wie es sich gehörte. Ihr Schatz war gerade zur Wehrmacht gekommen.

Daran war er selber schuld. Er hatte sein Maul nicht halten können, und so hatten sie ihn geholt. Als Ersten von seinem Jahrgang. Die Eltern waren gottfroh, dass er fort war. In ihren Augen war er nicht ganz gebacken, August fehlte der Anstand. Er war frech und hatte kein Geschick. Insgeheim glaubte Hildegard, dass das stimmte. Er war unterwegs in einem Transport und schrieb ihr bald jeden Tag. Die Feldpost würde sie abfangen. Wenn die Mutter sie in die Grif fel kriegte, warf sie die Briefe in den Kuttereimer.

Waldi ließ sich nicht blicken. Der Dackel war fesen oder stiften gegangen, mit mehr oder weniger Vorsatz, jedenfalls war er abgängig und nicht mehr da. Hildegard lief den Uferweg zurück gen Heimat und lugte nach allen Seiten. Auf einmal blieb ihr das Herz stehen. Am Ufersaum trieb etwas Braunes. Sie rannte hin, aber es war kein Hund. Dem Himmel sei Dank, der Dackel war der Toten nicht zu Hilfe geeilt und ertrunken. Hildegard warf ihre Zöpfe zurück, schürzte den Rock und watete, weil sie barfuß war, einfach ins Wasser. Sie streckte den Arm aus, langte nach einem Ledergurt und barg ein Kinderschultäschchen. Es hatte einen goldfarbenen Verschluss, der grünlich angelaufen war. Hildegard machte ihn auf, noch halb im Wasser, halb schon im Gras. Das Täschchen war leer. Scheints hatte es der Toten gehört. Allerdings war sie ausgewachsen und keine Kinderschülerin mehr. Hildegard untersuchte das raue Innenleder. Sie fand einen Fetzen Butterbrotpapier und Wurzeln von einem Rettich. Damit konnte man nicht viel anfangen. Und jetzt? Der Vater sagte immer, sie solle nicht dümmer sein als die Polizei. Er lachte dann, denn er war stolz auf ihre rasche Auffassungsgabe. Die hatte sie von ihm. Sie hielt die Tasche ans Licht und prüfte, ob ein Name darin stand. Und sie fand ihn, aber er war unleserlich.

Hildegard nahm das Täschchen an sich, weil sie es nicht wieder ins Wasser werfen wollte, wo schon die Leiche lag, und auf den Boden werfen wollte sie es auch nicht. Vielleicht konnte man den Namen lesen, wenn das Leder trocknete. Dann war es womöglich ein Beweismittel. Also musste man vorsichtig sein. Es war besser, die Tasche zu verstecken. Hildegard merkte, dass sie spielte, dabei war sie längst zu groß dazu. Aber an guten Tagen träumte sie. Und an schlechten Tagen schlug die Dunkelheit wie ein Sack über ihr zusammen. Gleichzeitig übermannte sie die Angst, dass sie nicht ganz gescheit war, nicht richtig im Kopf, dass sie unwert war und bald in die Anstalt eingeliefert würde. Dann wäre sie bei denen, die in den Bussen hinter grauen Scheiben abtransportiert wurden. Das war sonnenklar, und für den Vater wäre es eine Schande. Deshalb durfte niemand etwas merken, wenn sie es wieder auf dem Gemüt hatte. Besser, sie riss sich zusammen. Indes hatte Hildegard die Leiche aus dem Blickfeld verloren, und Waldi kam nicht zurück.

# 70 JAHRE SPÄTER

## WINTER

*O, welche schwere Verdammnis, die angeschaffnen Flügel  
nicht bewegen zu können.*

Karoline von Günderrode

*Um die Menschen zu lieben, muss man sehr stark hassen,  
was sie unterdrückt.*

Jean-Paul Sartre



## EINS

»Du wirst schon sehen«, sagte Marius, als er gegen halb sieben bei fünf Grad Kälte die Scheiben freikratzte. Damit meinte er im Grunde nichts. Gleichzeitig prophezeite er: Etwas Glorioses wird geschehen, und es wird das sein, worauf du immer gewartet hast. Pah! Nichts werde ich. Aber ich fahre gern in seinem Auto, und schon deshalb hatte ich keine Lust, ihm zu widersprechen. Man soll vor dem zweiten Kaffee keinen Streit anfangen. Und nichts ist zu sagen gegen ein komfortables Fortbewegungsmittel mit Sitzheizung. Ich fühlte mich noch nicht wieder vollständig von Marius gelöst. Meine Glieder waren bettwarm, und in den Handflächen spürte ich den Abdruck seiner Hüften. Im CD-Player klang die ›Krönungsmesse‹, eine Aufnahme vom Amsterdam Baroque Orchestra & Choir. Marius beugte sich über die Windschutzscheibe. Unter seinem weiten langen Mantel ahnte ich jede seiner Bewegungen. Er hörte die Lieblingsstelle der ersten Schallplatte seiner Kindheit, ich die starke Stimme meiner Mutter. Das Universum, zugleich der immerwährende Moment. Der Brennpunkt. Mozart feierte den Durchbruch zur Ewigkeit, während Marius den Kratzer in den Kofferraum warf. Die Koloratur, mit der die Solistin das Agnus Dei ins Dona nobis pacem überführte, erinnerte mich an den Schwung des Beckens hin zur Pofalte. Marius ist manchmal Musik, aber sein Körper hat etwas Raubkatzenhaftes. Als ich meine Tasche auf den Rücksitz warf, streifte ich seinen Arm. Er roch nach sich, nach Wochenanfang und dem Herannahen einer Dienstreise. Eine Mischung aus Rasiercreme, Chanel, Orangen, frisch geröstetem Kaffee und dem Mittel, das man braucht, um ein Türschloss

zu enteisen. Seine Augen waren kohlrabenschwarz, und während er den Wagen startete, steigerte sich die Intensität des Endes.

Der Aufprall des Eiskratzers auf der Sprudelkiste ist das, was bleibt. Das Klappen des Kofferraums. Der Sprung in den Augenblick ist immer erschreckend. Die Fülle in einem oder die Leere. Je nachdem. Rückschau bringt nichts, und was am Morgen war, gilt lange nicht mehr. Mitte Januar ist alles schon passiert. Man kann sicher sein, dass wochenlang nichts mehr geschehen wird, weil die Tage nicht länger werden und die Nächte nicht wärmer. Auf unbestimmte Dauer herrschen die schlechtesten Bedingungen, und uns bleibt keine Wahl, als uns darin einzurichten. Wobei ein Heckantrieb bei Glatteis schon für Spannung sorgt. Marius schiebt seine schwere Karre jeden Morgen schiergar in den Hintern seines Vordermanns, irgendwie langt's halt doch und dann wedelt der Daimler wie ein Schneepflug auf Kufen die Gasse hinunter. Das ist kein wirklich beruhigendes Gefühl. Das war es auch heute Morgen nicht.

»Da hast du den Dreck«, sagte ich.

»Scheiße«, erwiderte Marius. Seit Wochen schon Schneekatastrophe und die Festtage längst vergessen. Meilenweit kein Lichtblick in Sicht. Wir kommen uns vor, als ginge es ums nackte Überleben. Offenbar geht das allen so. Das macht die Leute aggressiv und müde, aber ich bin entschlossen, mich nicht davon anstecken zu lassen.

Heute ist Montag, ich war wie üblich tagsüber im Büro, davor bin ich das ganze Wochenende fort gewesen. Vom Bahnhof aus bin ich direkt zur Arbeit gegangen. Jakob Silberzahn hat mich bereits erwartet, mit einem heiseren Vorwurf in der Stimme, aber nicht ohne Besorgnis. Ich knipste meine Schreibtischlampe an und sah die Furche an

seiner Stirn. Ich war versucht, sie glattzustreichen. Sie hat die Form eines Flusslaufs, oder nein, vom Suezkanal, der das Mittelländische mit dem Roten Meer verbindet. Über der Nasenwurzel liegt der Große Bittersee. Es war noch Nacht am Morgen, und jetzt ist es wieder Nacht. Endlich fahre ich heim. In mir wächst eine Verunsicherung. Die Namen der Haltestellen kommen mir fremd vor, und ich bin mir nicht sicher, ob das tatsächlich meine Stadt ist. Der Bus rauscht durch die Düsternis. Susanne ist bis neun im Proberaum. Wie viel Zeit ist es? Ich werde allein in der kalten Wohnung ankommen, die Heizung hochdrehen und mich einrichten.

Mein Nacken tut weh, weil ich morgens in der Frühe mit dem ersten Zug gefahren bin. Ich fror. Ich sah durch das verschmierte Abteifenster. Die Schwarzwaldbahn rauschte leer und ungeheizt durch die Tunnel, rein raus, und hinter der Schwärze lag die Landschaft. Verschneit im violetten Licht der Dämmerung. Nicht habhaft und verzaubert. Das Hügelige, die Felsen und Häuser. In dunkelgraues Eis gepackt, als Spur abgespeichert, von früh auf vertraut. Bekannte Muster, immer gleiche Wiederholungen. Von Randlage zu Randlage, immer heller schattiert Südwürttemberg bis Mittelbaden, viermal umsteigen auf umgerechnet 100 Kilometern. Die Gegend hat sich erschöpft und ist Heimat ohne Substanz. Das letzte Stück mit dem Bus. In sich hineinschweigende Gesichter. Klamme Fingerspitzen fahren an der beschlagenen Scheibe entlang. Danach das stundenlange Sitzen am Schreibtisch. Die Heizung wird nicht warm und ich kann mich nicht konzentrieren. Ich schweife andauernd ab. Mir ist, als sei ich schon viele Tage in der Kälte unterwegs und konnte mich darin aus. Meine privaten Konjunktive haben oft etwas Willkürliches. Sie

sind fahrig und unstet, sobald sie nicht übersetzt werden müssen. Es ist anders, wenn der Körper sich erinnert. So vermittelt sich Gewissheit. Der Zweifel findet darin keinen Platz. Das schafft eine Art von Geborgenheit, für die man mit den Jahren immer dankbarer wird. Selbst wenn das, was man wahrnimmt, nicht angenehm sein muss. Der Schmerz, der vom Schädel über den Hals bis zur linken Schulter reicht, lässt sich verstärken, indem ich den Kopf bewege. Ich versuche es ein paar Mal abwechselnd nach beiden Seiten. Meine Sitzbanknachbarin hält es offenbar für eine übersteigerte Unmutsäußerung; zumindest schüttelt sie nun ihrerseits den Kopf, wie ich aus dem Augenwinkel erkennen kann. Ich spüre, dass sie mein Verhalten missbilligt. Vielleicht glaubt sie auch, Wasser sei mir in die Ohren gelaufen bei meinem letzten, noch nicht lange zurückliegenden Saunabesuch. Dann habe ich mich getäuscht. Demnach plagt sie ein Mitgefühl, das sichtbar wird, indem sie mein Leiden imitiert. Sie stellt sich vor, sie habe ihrerseits Wasser in den Ohren. Ich will sie fragen, da fängt sie an zu sprechen.

»Es ist teuer«, sagt die Nachbarin, »für einen Herrenschnitt. 30 Euro. Ich zahle 15. Du hättest nicht zu diesem Halsabschneider gehen dürfen.«

Halsabschneider, aha. Da telefoniert sie, seit sie vor zwei Minuten eingestiegen ist, auf ihrem Handy mit einem Mann. Es muss ein Mitglied ihrer Familie sein, denn einen Außenstehenden würde man nie dafür rügen, dass er zu viel Geld beim Friseur lässt. Es gälte eher als Zeichen der Wertschätzung. Siehst du, wie wichtig du mir bist. Für dich hole ich das Optimale aus meinen Möglichkeiten heraus. Auch hat sich der Handypartner wortreich entschuldigt. Es muss schon das eigene Geld sein, das auf vertrau-

tem Terrain investiert wird. Ich drehe leicht den Kopf, um das Ergebnis der 15 Euro einzuschätzen, da steht die Frau auf und lässt mich durch. Eigentlich wollte ich erst bei der übernächsten Haltestelle aussteigen. Um die Frau im Glauben zu lassen, sie habe meine Geste verstanden, verlasse ich den Bus.

Draußen fällt mir auf, dass ich sie bis zuletzt nicht wahrgenommen habe. Nicht einmal ihre Stimme könnte ich beschreiben. Dabei hat sie drei oder vier Sätze gesagt. Ich bin Zeugin gewesen, und ihre Jacke rieb an meiner. Oder war es ein Mantel? Immerhin, ihre Haare waren braun. Sie fielen glatt bis zum Kinn, mit einer leicht gestuften Innenwelle. Sie können aber auch eher grau gewesen sein. Die Frau war Anfang 50. Sie war älter als ich. Ihr Gesicht war austauschbar. Ich hätte die Sitzbanknachbarin nirgendwo wiedererkannt. Diese Erkenntnis bohrt sich wie ein Pfeil zwischen meine Rippen. Aber es ist nur mein Schirm. Ein Unbekannter sticht von hinten mit meinem Schirm auf mich ein.

»Ihr Schirm!«, ruft er. »Sie haben im Bus Ihren Schirm vergessen.«

Ich spanne den Schirm auf und merke erst jetzt, dass es regnet. Es regnet in einer Weise, die mich beschämt. Arbeitsam und effektiv, mit einer kaum gebremsten Eilfertigkeit. Automatisch gehe ich ein wenig schneller. Die Lichtreklamen der Kurstadt platzen in die frühe Dunkelheit. Ich biege ein in die Fußgängerzone, die breit genug ist, dass wir einander nicht ausweichen müssen. In meiner Tasche scheppert es unerhört leise. Nun bin ich Besitzerin einer SMS. Offenbar habe ich vergessen, mein Handy auszuschalten. Ich benutze es gezielt, um meinen Alltag zu organisieren. Nur fünf Menschen haben die Nummer. Ich

könnte jetzt in ein Café gehen und eine heiße Schokolade trinken. Die von der Kälte beschlagene Brille ausziehen, den Mantel, die Mütze. Und irgendwann in meine Tasche greifen. Die Zeitung herausnehmen, das Handy. Erst die Schlagzeilen lesen, die Bildunterschrift auf der Titelseite. Ein wenig blättern. Dann das Mobiltelefon in die Hand nehmen. Die Taste drücken.

Stattdessen schlage ich den Weg ein nach Hause. Katharina hat den ganzen Tag auf mich gewartet. Sie hat das Wochenende auf mich gewartet. Ihr Leben besteht darin, zu schlafen und auf mich zu warten; ich denke an Marius mit seinem elastischen nackten Körper, an die straffe, glatte Haut, die faule, katzenhafte Art, mit der er sich auf dem Bett zusammenrollt, daran, wie er sich bequem im Sessel streckt, und kann sie nicht einen Augenblick länger alleine lassen.

»Es ist nicht einfach, das nicht. Aber du musst dafür kämpfen, hat Marius gesagt, ist es denn nicht so, dass du jedes Augenblicklein darum ringst?«

»Worum, um dein Leben? Die Kunst?«

»Schon, siehst du, Henriette, ich bemühe mich ja. Ich strenge mich unentwegt an. Ich tue, was ich nur kann. Und keiner weiß so gut wie du, wo die Grenzen sind. Dass es überhaupt welche gibt. Und dass ich davon umstellt bin. Von den Grenzen. Und mich darin häuslich eingerichtet habe.«

»Und dein Marius? Was macht er?«

»Marius führt sein eigenes Leben. Er wohnt hinter dem anderen Ende vom Schwarzwald. Unter der Woche geht er ins Geschäft, bei uns sagt man das so, du weißt ja, sei es eine Behörde, ein Ministerium, ein Amt. Egal.«

»Und wo arbeitet er?«, fragt Henriette. »Ich meine, in welcher Stadt?«

»Es ist eine ziemliche GURKEREI«, erwidere ich, »aber er hat häufig einen Fahrer. Sonst könnten die ja nie was trinken bei ihren Anlässen, und davon gibt es genug.«

»Ah ja«, meint Henriette.

Natürlich kenne ich den Dienstort, der nicht gerade um die Ecke liegt; aber geht das Henriette etwas an? »Er hat einen ziemlich hochqualifizierten Verwaltungsjob, wenn du so willst, er frisst sich durch Berge von Akten und kommt viel herum. Er tut das gern. Ich gehe ja auch gerne meinem Geschäft nach. Ich habe dafür mein Büro, eine kleine, heruntergekommene Arztpraxis, die ich gemietet habe. Die Ärztin, die dort praktizierte, verlor ihre Approbation. Alkohol. Damit war der Laden praktisch unvermietbar. Billig. An den Kacheln kleben noch die Blutspritzer. In der Gästetoilette gibt es eine Durchreiche für den Urin. Ich habe selten Gäste. Wenn, dann kommen sie aus den Hauptstädten. Stuttgart, Berlin, London, New York. Wenn, dann schlafen sie im Behandlungsraum 2, auf einer ledernen, spärlich überzogenen Pritsche, mit der angeblich ein Analytiker praktiziert hat, vor dem Zweiten Weltkrieg, der dann emigrieren musste. Ich taufte ihn Jakob Silberzahn, und er ist auf geheimnisvolle Weise gegenwärtig. Jakob Silberzahn und ich verbringen die Werktage allein in der Praxis. Ich betrete sie gegen acht und verlasse sie abends kurz nach fünf Uhr. Dazwischen eine Stunde Mittagspause, in der ich manchmal in die Stadt gehe, um für Susanne einzukaufen. Oder ich esse schnell mein Vesper, ziehe die Joggingklamotten an und laufe hinauf in den Wald. Ich habe Angst vor dem Tag, an dem ich mein Pensum nicht mehr schaffe. Was nochmal ist deine Frage gewesen?«

»Jetzt hast du mir ein präzises Update deines Lebens gegeben«, sagt Henriette und lacht. »Aber ich wüsste nur gern, wie du mit deinen Zweifeln lebst.«

Sie hat meine Handynummer über den Verlag herausgefunden und mir die SMS geschickt, die ich las, sobald ich nach Hause kam. Katharina streicht mir unentwegt um die Beine. Ich bin dreimal über sie gestolpert, noch ehe ich in der Küche war und ihr Futter geben konnte. Ihr getrigertes Fell sträubte sich. Ich versuchte, sie zu beruhigen. Dann rief ich an. Henriette ist die, die mich am längsten kennt. Aber wir haben uns aus den Augen verloren. Nun möchte sie da anknüpfen, wo wir vor drei Jahren den Löffel geschmissen haben. Damals haben wir uns furchtbar gestritten, und ich habe geglaubt, dass Henriette sich nie wieder bei mir meldet. Da habe ich mich getäuscht. Ihre Stimme klingt fester als damals. Und norddeutscher. Sie lebt in Hamburg und ist irgendwo Professorin.

»Ich habe dein Buch gelesen«, sagt Henriette.

»Es ist nicht mein Buch.«

»Na gut. Ich habe den neuen Stout gelesen.«

»Stout ist ein Klotz. Und der Roman stammt vom letzten Sommer.«

»Er ist brillant übersetzt. Wieder mal. Das hat mich dazu gebracht, dich ausfindig zu machen. Ich wollte wissen, wie es dir geht, Helene, und du steckst mir all diese Plattheiten. Jakob Silberzahn. Meine Güte.«

Wir telefonieren seit einer Viertelstunde und sind schon wieder an einem gefährlichen Punkt. Dabei kenne ich Henriette, seit wir in die Windeln geschissen haben. Sie war das einzige Mädchen im Dorf, das nicht Sabine, Petra oder Monika hieß. Oder Helene. Ich wurde nach einer Großtante benannt, die nicht richtig im Kopf war. Henriette.



Das war nicht einfach nur langweilig oder altbacken. Es war klar, aus ihr würde etwas Besonderes werden. Im Kindergarten haben wir uns an den Haaren gezogen. Im Gymnasium schrieb ich von ihr ab. Bei der Abifeier dachte ich, fahr zur Hölle. Sie hat sich erst für mich interessiert, als sie meinen Namen gedruckt gesehen hat. Daraus ist vor 20 Jahren eine Art Freundschaft entstanden, mit dem Fingerzeig: Weißt du noch?

»Ich wär gern du«, sagt Henriette. «Du kommst aus der Unterschicht, du musst keine Normen erfüllen. Alles, was du erreichst, ist mehr als das, was man von dir erwartet. Immerhin bist du die deutsche Stimme Stouts. Das kannst du selber nachlesen über dich. In der renommiertesten Zeitung. Und Stout wird irgendwann den Nobelpreis kriegen.«

Bis vor Kurzem hat Susanne am liebsten Pasta gegessen. Spaghetti mit Tomatensoße. Lasagne im Käse-Hackfleischmantel. Gemüsemaultaschen. Krabbennudeln. Tortellini in der Brühe. Ich koche gern, und Susanne hat alles probiert. Es schmeckte niemals gleich. Sie hat Fernfahrerportionen in sich hineingestopft. Mit vier Monaten hat sie zum ersten Mal in einen Brotkorb gegriffen, und während sie weiter gestillt wurde, fing sie an, ganze Menüfolgen zu testen. Sie vertrug alles. Als das erste Jahr zu Ende ging, setzte sie sich mit an den Tisch. Sie wurde abgestillt und zur Komplizin meiner Kochkunst. So haben wir weitere 14 Jahre ihres Lebens in relativer Sicherheit verbracht. Dieses Mutter-Kind-Glück ist seit einiger Zeit zu Ende. Seit sie nicht mehr wächst, verändern sich ihre Essgewohnheiten. Vielleicht ist es auch die Angst, dick zu werden. Jedenfalls sind Susannes Vorlieben unberechenbar geworden, und

ich weiß vorher nie, womit ich es ihr recht machen kann. Im schlimmsten Fall rümpft sie die Nase, schnappt sich eine Packung Kekse und geht in ihr Zimmer. Verächtlich schließt sie die Tür, und Katharina stolziert mit steil aufgerichtetem Schwanz und blasierter Miene hinter ihr her und bettelt um Einlass.

Vermutlich möchte Susanne nur einen Salat, aber es gibt nichts Frisches im Kühlschrank, also schnappe ich mir die Tasche und gehe einkaufen. Draußen sind kaum noch Leute unterwegs. Der Regen ist in Schnee übergegangen, der schwer in die Pfützen fällt und schmilzt. Das künstliche Licht blendet und stößt gegen unsichtbare Wände. Dahinter liegt eine mondlose Dunkelheit, in der sich der Winter einrichtet. Wir gehen morgens im Dunkeln aus dem Haus und kommen abends im Dunkeln wieder. Wir bringen den Müll ins Dunkle und beschaffen aus dem Dunkel die Lebensmittel. Die kurzen Tage dazwischen verstreichen einfach.

Im Kaufhaus ist es nackt und grell. Matschige, verbrauchte Luft schlägt mir entgegen. Stille. Die Rolltreppenfahrer stehen da in ihrer Vereinzelung. Alles wirkt falsch, und ich spüre, wie ein Schwindel in mir aufsteigt und sich zur Panik verdichtet. Die Panik weiß nie, dass sie nur aus Furcht besteht und damit bedeutungslos ist. Sie will raumgreifend sein und alles in sich aufsaugen bis hin zum finalen Schrei. Aber das bin ich gewohnt und es ängstigt mich nicht. Ich fahre einfach weiter, hoch in die Feinkostabteilung. Dort halten sich gegen Ladenschluss ein paar Bekannte auf. Für zehn Euro essen sie Austern und trinken Champagner. Das heute gültige Sonderangebot zum Feierabend. Unsere kleine Stadt ist überschaubar genug, dass man weiß, mit wem man zu rechnen hat. Ich

gehe blicklos an der Imbiss-Theke vorbei, ein Kilo Äpfel im Korb, den Salatkopf und ein paar Tomaten. Mir fällt ein Satz ein, den ich heute übersetzt habe; aber ehe ich ihn vollständig vor mir sehe, verflüchtigt er sich wieder. Er vergeht rückstandslos bis in die letzte Silbe, und übrig bleibt eine innere Hohlheit. Ein unsteter Mangel mit verkrustetem Rand. Ich frage mich, ob das die Erschöpfung ist. Das Ergebnis einer jahrzehntelangen Anspannung. Oder eine besonders perfide Form von Überdruß. Ob ich langsam verrückt werde? Oder dement?

»Mein Opa hat mit 88 nochmal geheiratet«, höre ich hinter mir an der Kasse einen Jungen sagen, dem das Haar ins Gesicht fällt und dessen Jeans so tief sitzen, dass er kaum laufen kann. »Aber jetzt findet er die Klotür nicht und kennt keinen mehr, und gestern hat er meinen Vater gefragt, wie er eigentlich aus Polen rausgekommen ist.«

Beim Bezahlen wende ich mich um. Der Bub schaufelt Coladosen, Bierflaschen, Pizza und Chips auf das Band. Hinter ihm steht Susanne. Sie steckt sich einen Kaugummi in den Mund und studiert das Angebot an Zigaretten.

»Das sind doch die Retrodinger, die Robin raucht«, sagt sie und zeigt auf eine orangerote Schachtel. Wie immer spricht sie dieses gestochene Hochdeutsch, das so weit entfernt ist von ihrer Muttersprache, die sie verweigert. Aber ihre Stimme ist unscharf, heiser, sie klingt wie bekifft. Dabei fixiert sie mich mit einem Blick, was will die Alte von mir? Es ist nicht Susanne. Sie hat sich nur den gleichen billigen blauen Mantel und die gleiche billige blaue Mütze gekauft, Sonderangebote von H&M.

Daheim lasse ich die Tasche fallen und setze mich an den Küchentisch. Mein Herz pocht so laut, dass es in den Ellenbogen bebt, die ich auf dem Tisch aufstütze, um mein

Gesicht in die Hände zu legen. Die Tischplatte wackelt, als trampelten in der Wohnung über mir Schritte.

Ich muss mir einen Schnupfen geholt haben, jedenfalls ist mein rechtes Ohr zu, und ich kann mich inwendig atmen hören, als wäre ein Mikrofon auf meine Nase gerichtet und ich trüge rechts einen Stöpsel, der die eigenen Geräusche verstärkt. Das macht mir das eigene Denken fremd; als säße ein Filter dazwischen. Zum Salat habe ich einen Tee gekocht, damit Susanne etwas zum Aufwärmen bekommt. Im Lauf des Abends ist es fünf oder sechs Grad kälter geworden. Ein eisiger Wind weht. Bestimmt ist sie zu leicht angezogen und friert auf dem Weg nach Hause. Ich decke den Tisch mit ihrem Lieblingsgeschirr voller bunter Punkte, für das sie ein wenig zu alt geworden ist. Eine Beunruhigung plagt mich, die ich mit einem angeschlagenen Becher nach hinten schiebe, zu Mutters Sammelassen, zu dem Geschirr, das niemals gebraucht wird. Wenn ich, was ich trotz alledem annehme, noch alle Tassen im Schrank habe, dann gibt es welche, an die ich mich nicht mehr herantraue und deren Anblick mich verstört. Mein Blick fällt auf die Küchenuhr. Sie tickt nicht, ich kann beschlagene Zimmer nicht vertragen. Es ist jetzt zehn nach neun; Susanne hat offenbar den Bus verpasst. Ich stehe vor dem Schrank und lausche auf das Klicken im Schloss. Katharina, die meine Unruhe spürt, stakst steifbeinig aus der Küche zur Wohnungstür, spitzt die Ohren und hebt den Blick. Sie erwartet niemanden, sondern will runter in den Garten. Ich gehe ihr nach, scheuche sie in die warme Küche zurück.

»Katharina, das ist ein weiteres Beispiel dafür, dass du wenig Verstand hast.«

Die Katze folgt mir gravitatisch. Vorn im Wohnzimmer öffne ich das Fenster. Draußen hat es heftig zu schneien begonnen. Dicke Flocken fallen auf den Asphalt und bleiben liegen. Der Gehweg sieht wie überzuckert aus. Niemand ist dort entlanggegangen und hat die schnell entstandene Schneesicht zerstört. Die Straße wird zerschnitten vom salzzerfressenen Profil der Autoreifen. Ein Bus fährt vorbei Richtung Innenstadt. Ferne das Signal eines Rettungswagens, das aufflammt und erlischt.

Susanne, die in der Gegenrichtung unterwegs ist, muss jeden Augenblick kommen. Schräg gegenüber liegt die verlassene Haltestelle. Susanne weiß, dass ich mir Sorgen mache. Ich schließe das Fenster wieder, greife zum Telefon und wähle ihre Nummer, aber sie hat ihr Handy nicht an. Nun denke ich zum ersten Mal das Unvermeidliche: Es muss etwas passiert sein. Eine Ohnmacht kriecht mir die Beine hoch. Was bleibt mir anderes übrig als warten? Natürlich kann ich zum Proberaum fahren, aber dort werden mich nur schwarze Scheiben angaffen. Das habe ich schon mehrmals gemacht, wenn Susanne nicht pünktlich war, doch das ist im Sommer gewesen, die Abende waren lau und in ein mildes Licht getaucht. Das Telefon klingelt, es ist Marius.

»Ich weiß, dass ihr gerade esst, und ich will auch nicht stören. Es ist nur so, dass ich nachher nicht da bin. Mein letzter Termin hat sich verzögert, jetzt steh ich im Stau, dazuhin über Land das Glatteis, bestimmt bin ich noch eine ganze Weile unterwegs. Anschließend gehe ich bei Astrid vorbei, sie feiert im Jägerstüble ihren Geburtstag. Keine Ahnung, wann ich nach Hause komme. Sag Susanne viele Grüße. Ich melde mich morgen.«

Das Gespräch wird unterbrochen. Seine Stimme versickert. Die Innengeräusche des Dienstwagens, aus dem

Marius angerufen hat, klingen noch eine Weile in mir nach. Marius lässt mich nie im Unklaren darüber, wo er ist. Das schafft Nähe, auch wenn ich nicht weiß, was er vorhat. Eine Sekunde lang streift mich sein Körper. Eine seidene Nacktheit. Die Ahnung eines Einsseins, eines unvorstellbaren Ineinanderfließens, einer Ganzheit, die ich nicht zerstören will. Ein Herz und eine Seele. Die zerbrechliche Erinnerung an das Staunen, das mir noch in den Gliedern sitzt. Ich will es bewahren und fern halten vom Alltag. Und die Welt spüren, wie sie dadurch in mir geworden ist. Deshalb versuche ich gar nicht erst zurückzurufen. Der Zeiger der Küchenuhr schleift auf halb zehn. Die Katze gluckst. Ich trinke einen Schluck lauwarmen Tee. Der Salat auf dem Tisch zerfällt: Die Tomate nässt, das Öl perlt, der Kopfsalat erschlafft. Er erinnert mich an meine Oberarme. Ich stehe auf, packe die Schüssel. Dann überlege ich es mir anders und stelle sie zurück auf den Tisch. Was ich nun bräuchte, wäre eine stoffliche Erinnerung, die mir Halt gibt: Es wird alles wieder gut. Susanne wird bald heimfinden, und sie wird eine Erklärung parat haben, warum sie entgegen der Verabredung das Handy ausgeschaltet lässt, weshalb sie sich nicht meldet, wieso sie extrem verspätet nach Hause kommt. Ich versuche, mir Muster auszudenken, die harmlos sind. Drehe leise den Kopf. Das Nackenweh kann mir nicht helfen, das Frösteln in der Wärme nicht und auch nicht der Anflug eines Niesens.

Gegen elf rufe ich bei der Polizei an.

»Wie lang fehlt Ihre Tochter jetzt?«

»Seit zwei Stunden.«

Und das bei dem Wetter. Ich traue mich nicht, aus dem Haus zu gehen, aus Angst, sie zu verpassen. Bestimmt